



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Kapitulation des Liberalismus. Bei verschiedenen Gelegenheiten ist in den Grenzboten die bedeutungsvolle Thatsache hervorgehoben worden, daß unsre Liberalen seit einigen Jahren die Vertretung ihrer Grundsätze in der Politik, in den Naturwissenschaften, den Gesellschaftswissenschaften, der Ästhetik, der Geschichte den Sozialdemokraten überlassen haben, dafür aber, um den liberalen Schein zu retten, desto krampfhafter am kirchlichen Liberalismus festhalten. In der dritten Februarwoche haben sie auch diesen preisgegeben. Eigentlich war schon ihr großer Sieg über den Kultusminister von Zedlitz eine Niederlage und Fahnenflucht; denn als der altgläubige Kultusminister das Wort Atheismus in die Debatte warf, brach auf der linken Seite des Hauses ein allgemeiner Sturm der Entrüstung los. Was sind das für liberale Helden, die sich vor dem Vorwurfe des Atheismus fürchten! Vor dreißig Jahren hätte sich kein preussischer Regierungsrat und Kreisrichter davor gefürchtet, und der alte Holtey, den in seinem Leben kein Mensch für staatsgefährlich gehalten hat, äußerte sogar noch kurz vor seinem Tode, als er schon bei den Barmherzigen Brüdern in Pflege lag: unser Herrgott müsse an den Atheisten sein besondres Wohlgefallen haben, weil das tüchtige Kerle seien, die von der kostbarsten seiner Gaben, der Vernunft, den rücksichtslosesten Gebrauch machten. Aber wie gesagt, in der dritten Februarwoche haben die Herren in aller Form kapitulirt. In der Kolonialdebatte verwickelte sich Bebel in einen kulturhistorisch-philosophischen Streit mit Herrn Dr. Lieber, dem ein paar konservative Abgeordnete sekundirten. Bebel sprach die Ansicht aus, daß die Bekehrung der Schwarzen nur eine Scheinbekehrung sei und nichts nütze, weil sie erst nach vielen Generationen auf den Bildungsstand erhoben werden könnten, den das Verständnis des Christentums erfordere; denn nicht das Christentum habe eine höhere Bildung, sondern die hohe Bildung der jüdisch-griechisch-römischen Welt habe das Christentum erzeugt, und nicht durch das Christentum habe die Kirche die Germanen erzogen, sondern durch die Reste der griechisch-römischen Kultur, die sie ihnen gebracht habe. Nun ist das ganz genau der Standpunkt der modernen Wissenschaft, wie ihn z. B. Buckle in seinem großen Werke einnimmt. In Deutschland hat zuerst die Tübinger Schule in seinem großen Werke versucht, daß die Schriften des Neuen Testaments als Niederschlag der vom Hellenismus herührten jüdischen Gedankenbewegung entstanden seien; und daß alle Philosophen, die den persönlichen Gott leugnen, d. h. alle Philosophen dieses Jahrhunderts außer Herbart und Loge, sowie die Darwinianer samt den Wotansverehrer die Sache gar nicht anders fassen können, versteht sich von selbst.

Dieser Gegensatz der modernen zur kirchlichen Weltanschauung wurde in Anknüpfung an die Ritzpferdpeitschen vor dem deutschen Volke dargelegt, und die Liberalen — haben Bebel allein die moderne Anschauung vertreten lassen, haben einstimmig geschwiegen. Die Debatte an sich kann ja als eine ganz ungehörige Abschweifung vom Thema gemißbilligt werden. Aber es war zur Rettung der Ehre des Liberalismus nicht nötig, sie zu verlängern; es hätte keine halbe Minute Zeit gekostet, wenn ein freikonservativer Abgeordneter aufgestanden wäre und gesagt hätte: im Namen aller liberalen Mitglieder des Reichstags erkläre ich, daß nach unsrer Überzeugung der Abgeordnete Bebel Recht hat, während der Abgeordnete Lieber auf einem wissenschaftlich überwundenen Standpunkte steht.

Die brasilianische Revolution. Wir veröffentlichen hier einige Bruchstücke aus Briefen eines südbrasilianischen Deutschen, die uns zur Verfügung gestellt worden sind. Sie schildern mit photographischer Treue die Revolution und Gegenrevolution aus nächster Nähe. Wie lange dabei die von dem Briefschreiber betonte löwenhafte Abneigung gegen jede Unterordnung, d. h. staatliche Ordnung, vorhalten wird, ist eine leicht zu beantwortende Frage. Wie wohl würde es es diesen um nichts und wieder nichts ausgeraubten, mißhandelten, von Haus und Hof verjagten Riograndensern werden, wenn eines Tags ein Schiff voll deutscher Soldaten in der Patoslagune landete und das republikanische Pro- und Kontragefindel zu Paaren triebe. Leider leben wir nicht mehr oder noch nicht in der Zeit, wo solches möglich wäre, d. h. von Europa aus. Die Nordamerikaner aber werden es einst mehr oder weniger in dieser Weise machen, wie sie es ja im nordamerikanischen Spanisch-Amerika schon öfter mit Glück gemacht haben. Unsere Deutschen in Südbrasilien werden dann endgiltig für sie gearbeitet haben. Denn es müßte kein Gesetz in der Geschichte geben, wenn diese zuchtlosen Portugiesen- und Regebrabkömmlinge nicht einen Herrn bekämen, der stärker und klüger wäre, als sie.

1

Die Revolution in Brasilien muß in Deutschland mehr Interesse erregen, als man sonst den Vorkommnissen in weit abgelegnen überseeischen Ländern zuwendet, weil das Deutschtum in den südlichen Staaten dieses Landes stark vertreten ist, stärker als in allen andern Teilen Südamerikas. Mehr als in andern fremden Weltgegenden bilden hier die Deutschen infolge räumlicher und nationaler Verhältnisse ein festgeschlossenes Ganze, das sich viel langsamer als anderswo in der fremden Umgebung auflöst, seine Besonderheiten und charakteristischen Eigentümlichkeiten nur schwer verliert. Der Abstand zwischen dem Deutschen und dem Brasilianer ist viel größer, als der zwischen dem Deutschen und dem Nordamerikaner oder Australier, sowohl in der Sprache als in dem ganzen Wesen, sodaß eine Verschmelzung schwieriger wird; dazu kommt nun noch die örtliche Trennung, da sich die deutschen Einwanderer, in der Mehrzahl Ackerbauer, und als solche besonders vom Staate gewünscht und unterstützt, in den Urwaldregionen angesiedelt haben, während sich die Brasilianer mit Vorliebe der Viehzucht widmen und das Leben auf der großen Grasfläche, dem Kampf der Waldbarbeit vorziehen. So erklärt es sich, daß man in einigen Teilen von Rio Grande do Sul Meilen über Meilen zurücklegen kann, ohne eine andre Sprache zu hören als die deutsche und einen andern Typus anzutreffen als den germanischen. Wenn freilich einige aus diesem Umstande auf die Möglichkeit eines deutschen Protektorats oder gar einer Annexion von Brasilien an Deutschland schließen wollten, in der Meinung, daß ein solcher Plan durch das Deutschtum hier wesentlich unterstützt werden würde, so sind sie in einem großen Irrtum. Bei dem Gährungsprozeß, den Brasilien neuerdings durchmacht, sind wiederholt derartige Ansichten auf beiden Seiten des Ozeans aufgetaucht, und man hält einen alten Traum mancher Kolonisationschwärmer für ausführbar, hier in Brasilien leichten Kaufs ein reiches Kolonisationsgebiet mit unererschöpflichen Produktionsquellen zu erwerben. Schon vor einigen Jahren begeisterte sich ein Herr Spielberg dafür, der im Auftrage irgend eines Vereins in Berlin die deutschen Kolonien Brasiliens studierte. Wie sehr würde man sich aber getäuscht sehen, wenn sich Deutschland mit gewaffneter Hand in die innern Angelegenheiten dieses Landes einmischen wollte! Abgesehen von einigen Kaufleuten in den größeren Städten und einigen alten Sol-

daten des deutschen Heeres, würde die Masse der deutschen Kolonistenbevölkerung auf ein solches Beginnen durchaus nicht mit günstigen Augen blicken, denn da sie schon seit längerer Zeit im Genuß der amerikanischen Freiheit*) und Selbständigkeit sind, haben sie eine ausgeprägte Abneigung gegen die europäische Unterordnung. Besonders die, die hier von deutschen Eltern geboren sind und noch deutsche Sprache und Gewohnheiten beibehalten, zeigen bei den Erzählungen europäischer Einwanderer ein wahres Entsetzen. Diesen unbändigen Waldkindern erscheint der europäische Staat etwa so verlockend, wie einem Löwen die Menagerie.

Auch über die jetzige Revolution haben sich die deutschen Ackerbauer bisher wenig zu beklagen gehabt, im Gegenteil, sie haben nicht geringen Gewinn daraus gezogen. Die Revolution tobt im Norden und Süden des von ihnen besetzten Urwaldstreifens; unbeirrt davon fahren sie in ihrer Thätigkeit fort und sehen ihre Arbeit um so reichere Früchte tragen, als alle friedliche menschliche Thätigkeit außerhalb der Kolonien unmöglich ist. Die Regierung hat die Kolonisten bisher mit allen Kontributionen verschont, wie sie überhaupt dieses ackerbautreibende Element als eine besondere Reichthumsquelle des Landes betrachtet und es oft allen andern Berufsarten gegenüber bevorzugt. Während in allen andern Theilen des Landes Menschen und Pferde zusammengerafft werden, um Regimenter zu bilden, hat man die Kolonisten vollständig unbehelligt gelassen, und da die Niograndenser, ein vom Pferde ungetrennliches Hirtenvolk, für ihre Scharmügel und Kämpfe auf den weiten Ebenen des Staates ein geeigneteres Terrain finden, so haben die Kolonien die verheerende Wirkung der Revolution wenig gespürt; im Gegenteil, sie verkaufen ihre Produkte: Bohnen, Reis, Mais, Speck für das fünffache des bisherigen Wertes. Denn da die auf dem Kamp betriebne Viehzucht durch die Revolution vollständig vernichtet ist, auf den früher mit Tausenden von Rindern bedeckten Weiden selbst mit einem Fernrohre kein Rind mehr zu entdecken ist, die landesübliche Fleischnahrung dadurch sehr geschmälert ist, alle auf dem Kamp betriebnen Pflanzungen aufgehört haben, so ist es natürlich, daß die in den Kolonien erzeugten Nahrungsmittel enorm im Werte steigen. Der größte Teil der deutschen und von Deutschen abstammenden Kolonialbevölkerung befindet sich also bei der gegenwärtigen Revolution in Rio Grande do Sul sehr wohl.***) Nur die unter der Kampbevölkerung Lebenden, zum größten Teil schon hier gebornen Deutschen, die aber nur einen kleinen Prozentsatz des gesamten hiesigen Deutschtums ausmachen, sind mit in die Revolution hineingezogen worden und haben ihr ihren Tribut an Blut und Eigentum bezahlen müssen. Das Deutschtum dieser Leute ist aber gewöhnlich bis auf einen kleinen Rest, nämlich den Namen, verloren gegangen, sie verstehen oft kein Wort mehr von der Sprache ihrer Vorfahren, und in ihrer ganzen Lebens- und Denkweise sind sie echte Brasilianer.

Welchen Ausgang die Revolution nehmen wird, läßt sich vorläufig nicht absehen. Es ist zu wünschen, daß die Regierung in kurzem der Bewegung Herr werden möchte, damit einmal die Autorität eine feste Grundlage bekomme und nicht weiter durch verfehlte persönliche Eitelkeit und eine in persönlichen, nicht nationalen Gründen wurzelnde Unzufriedenheit erschüttert werden möge. Unterliegt die Regierung, so würden die Revolutionen und die Anarchie der normale Zustand Brasiliens werden. Die Opposition, die sich aus den verschiedensten Bestandteilen zu-

*) Für diese Freiheit werden im Folgenden sehr schöne Beweise beigebracht. D. R.

**) D. h. bis ihr von der siegreichen Partei das Fell über die Ohren gezogen werden wird. D. R.

sammensetzt, die aber jetzt in schöner Einnütigkeit wütend die Regierung bekämpfen, würde bei einem Siege nichts eiligeres zu thun haben, als sich bei der Teilung der traurigen Beute gegenseitig in die Haare zu geraten, und nach kurzem Parlamentsgezänk und einigen dunkeln Manövern wäre der Appell an die Waffen wieder das Ende vom Liede.

Die herrschenden Parteien des Kaisertums, die bei der überraschenden Proklamirung der Republik in ihrer Verblüffung im ersten Augenblick nicht wußten, was zu thun sei, erholten sich bald von ihrer Betäubung und begannen nun ihre Maulwurfsarbeit, um der neuen Regierung einen Krach zu bereiten. Dieses Unternehmen mußte um so erfolgreicher sein, als diesen Parteien gewaltige Geldmächte zur Verfügung stehen. So brachen denn hie und da Empörungen aus, klein, ohne großen kriegerischen Apparat, die aber ihren Zweck nicht verfehlten, die Regierung stets außer Atem zu erhalten und sie zu keiner organisatorischen Thätigkeit kommen zu lassen. Dazu wurden unwahre, den brasilianischen Kredit schädigende Mitteilungen nach Europa gemacht, und der Kurs sank auf eine entsetzliche Tiefe. Dazu nun ein gewaltiges Zetergeschrei von seiten der Opposition über diese von ihr selbst bereiteten Nöte — und das Staatsschiff war glücklich in das gefährlichste Fahrwasser hineingelenkt und mußte dem Schiffbruch zutreiben.

Mit der Riograndenser Revolution und der neuesten Erhebung der Flotte in Rio de Janeiro sollte der Hauptschlag geführt, der Regierung der Todesstoß versetzt werden. Der Ausführung und sichtbaren Leitung dieses letzten Theils des Programms unterzog sich der aus der Verbannung von Europa zurückkehrende Silveira Martins, der, hier angekommen, die Konstitution der Republik für ein Unding erklärte und die Fahne des Parlamentarismus aufzog. Die hiesige Konstitution nimmt sich nämlich die Verfassung der Vereinigten Staaten von Nordamerika zum Muster und huldigt dem Präsidientum, indem sie dem obersten Staatsbeamten größere Macht einräumt und die Minister ihm und nicht dem Parlament unterordnet, während Silveira Martins den Parlamentarismus Englands, Belgiens und allenfalls Frankreichs für sein Ideal erklärte. Nach all den Empörungen und Revolutionen erklärte nun schließlich Silveira Martins, daß es das Volk müde sei, das Joch der Tyrannen noch länger zu tragen, daß die Regierung bei den einzelnen Empörungen die Aufständischen nicht zart genug behandelt habe, daß der Präsident von Rio Grande do Sul, Julio de Castilhos, nicht den wahren Volkswillen vertrete, und daß daher nichts andres übrig bleibe, als zu den Waffen zu greifen. Unterstützt von der Opposition in allen andern Staaten, besonders in S. Paulo und Santa Catharina, und mit reichen Geldmitteln versehen, warb er in der Republik Uruguay ein Heer, das sich zum größten Teil aus dem dortigen Bagabudentum zusammensetzte. Dieses Heer, ungefähr 8000 Mann, das die Parteigenossen Silveira Martins befehligten, und dessen Oberkommando der alte General Silva Tavares übernahm, überschritt die Grenze, fengte, mordete und brannte, wich unvorteilhaften Kämpfen aus, was hier in den Grassteppen für ein Reiterheer, wie das revolutionäre, leicht möglich ist, und schien die Absicht zu haben, durch Hinziehen der Revolution die Regierung zu erschöpfen. Es kam zu einigen wenigen ernstern Zusammenstößen. So machten die Revolutionäre bei Inhachitihy, in der Nähe von Alegrete, den Versuch, die in der Minderzahl befindlichen Regierungstruppen zu schlagen; aber es gelang ihnen nicht. Zum Hauptbelfer des Generals Tavares schwang sich ein talentvoller Bandit, Gomercindo Saraiva, auf, der für diesen kleinen Krieg große Begabung offenbarte und schließlich von den Revolutionären zum General befördert wurde. Bald hier bald dort

auftauchend, Pferde und Rinder wegtreibend, verfolgende Truppen in einen Hinterhalt lockend, dann plötzlich Kehrt machend und mit allem Ungeßüm seiner Lanzenreiter angreifend, während zu beiden Seiten hinter Hügeln abgeessene Reiter ein scharfes Feuer auf die Regierungstruppen eröffneten, unerschöpflich in Kriegskisten, wurde Gomercindo schließlich der Held des Tages. Als der Winter hereinbrach, in den Monaten Juni und Juli, zogen sich die Revolutionäre nach der Republik Uruguay zurück, weil sie schon sehr hart von den Regierungstruppen bedrängt wurden, und die vom Regen angeschwollenen Flüsse und das spärlichere Futter ihren Streifereien nicht günstig waren. Im August, neu bekleidet und auf ausgeruhten Pferden, machten sie einen neuen Einfall in Rio Grande. Gomercindo und ein von dem brasilianischen Heere zur Revolution übergegangener Oberst, Salgado, drangen in raschem Zuge mit etwa 3000 Mann bis in das Herz Rio Grandes ein. Die Regierung war endlich der allen internationalen Beziehungen zuwiderlaufenden Haltung der Republik Uruguay müde geworden und hatte es durch ein energisches Vorgehen erreicht, daß dieser Staat das Versprechen gab, den Revolutionären keinen Voranschub mehr zu leisten, sondern, wenn sie abermals auf uruguayisches Gebiet überträten, sie zu entwaffnen und gefangen zu halten. So ist den Revolutionären jetzt die bequeme Zuflucht, wenn sie in die Enge getrieben werden, nach Uruguay zu entschlüpfen und nach kurzem Aufenthalt wieder zurückzukehren, benommen und auf die eine oder andre Weise muß es jetzt zu einer Entscheidung kommen. Es kann, wie gesagt, in diesen Steppen noch eine Weile dauern und bei kleinen Gefechten bleiben; aber zuletzt muß es den Revolutionären bei der immer größer werdenden Verwüstung der „Campanha“ unmöglich werden, sich zu erhalten, es wird an dem Notwendigsten, den Lebensmitteln, fehlen, dazu werden bei den fortwährenden starken Märschen die Pferde verbraucht, und so werden sie gezwungen werden, in offener Feldschlacht das Kriegsglück zu versuchen. Noch vor dem Einfall Gomercindos und Salgados hatte Admiral Van den Kolk, der Marineminister des ersten republikanischen Ministeriums, aber aus persönlichen Rücksichten ein unversöhnlicher Feind Floriano Peixotos, der augenblicklich die Geschicke Brasiliens leitet, von Montevideo aus einen Piratenzug gegen den Hafen Rio Grande unternommen. Mit andern Revolutionären auf einem Passagierdampfer, Jupiter, eingeschifft, bemächtigten sie sich unterwegs dieses Dampfers und richteten ihn nach Rio Grande. Als sie dort nicht, wie sie gehofft hatten, mit offenen Armen aufgenommen, sondern mit Kugeln begrüßt wurden, und der dort stehende Teil der Flotte wenig Lust zeigte, mit ihnen gemeinsame Sache zu machen, dampften sie nach dem Norden, wo der Jupiter in der Nähe von Desterro von einem Kriegsschiff ohne einen Schuß in der freundschaftlichsten Weise gefangen genommen wurde. Diese Gefangennahme war sehr absonderlich, erklärte sich aber bald darauf, als sich am 5. September drei Panzerschiffe im Hafen von Rio de Janeiro unter dem Befehle des Admirals Custodio de Mello plötzlich gefechtsbereit machten und an Floriano Peixoto die Aufforderung richteten, die Regierung niederzulegen. Als Floriano nicht die Bereitwilligkeit Deodoros, seines Vorgängers, zeigte, gegenüber einem unter Dampf befindlichen Kriegsschiff schleunigst vom Präsidentenstuhl herabzusteigen, begann das Donnern der Kanonen. Hiermit hatte die Revolution den Höhepunkt erreicht. Gelingt es Floriano, den in der Bucht befindlichen Kriegsschiffen den Ausgang durch die Barre aufs offene Meer zu versperren und die Ruhe in Rio de Janeiro wiederherzustellen, dann dürfte wohl auch die Riograndenser Revolution in kurzem den letzten Seufzer ausstoßen. Bleibt jedoch dieser Teil der Flotte, vielleicht durch eine Verschwörung am Lande unterstützt, Herr der Situation, dann wehe dem armen

Brasilien, denn dann dürfte damit als neueste Regierungsform dieses Landes die vollständige Anarchie erklärt werden.

2

Der größte Teil der Revolutionsarmee dieses Staates ist nach dem Norden marschirt und befindet sich augenblicklich schon in Santa Catharina, das im Norden an Rio Grande do Sul grenzt. In Rio Grande do Sul giebt es jetzt bereits keinen Fleck mehr, der nicht durch die Revolution gelitten hätte. An allen Orten zerstörtes Eigentum und Tote. Der südliche Teil dieses Staates, die Campanha, hat freilich die Hauptlast zu tragen gehabt, dieses Gebiet ist in eine einzige große Wüste verwandelt. Nur der nördlichste Teil der Campanha ist weniger heimgesucht worden.

Auch wir haben vier nähere Bekanntschaft mit der Revolution gemacht. Ein Trupp von Revolutionären war von Norden her bis auf zwei Meilen herangerückt, gleich darauf marschirten Regierungstruppen gegen sie. So fand hier in der Nähe ein Kampf statt. Die Revolutionäre wurden in die Flucht geschlagen, eine Menge umgebracht, aber auch friedliche Leute büßten ihr Leben ein. Hier erschienen plötzlich sechs Kerle und trieben sämtliche Pferde und Maultiere, auch mein Pferd weg. Ich hatte einen kleinen Spaziergang zu Fuß gemacht, und als ich zurückkam, waren sie schon mit samt den Pferden verschwunden. In demselben Augenblick war eine Negerin zu Pferde angekommen, um im Hause behilflich zu sein. Diese lieh mir ihr Pferd, und so ritt ich dem Wege nach, an dem sich das Lager befinden sollte. Es war Nacht geworden, und ich kam an dem Haupttrupp vorbei, ohne daß sie mich oder ich sie bemerkte. Schließlich an einer Brücke traf ich den Vortrupp und die Vorposten. Ich rief sie an und sagte, daß ich mit dem Kommandanten sprechen wolle. Es waren dies die Regierungstruppen, aber von Truppen im europäischen Sinne kann natürlich nicht die Rede sein. Alle Rassen waren vertreten, Neger, Indier, Weiße und Mischlinge. Gewöhnlich komme ich mit derartigem Gefindel gut zurecht. So saß ich denn auch bald mit ihnen am Feuer und unterhielt mich ganz vergnügt mit dem Offizier. Er sagte, daß er nichts thun könne, um mir wieder zu meinem Pferde zu verhelfen. Es wäre das beste, ich bliebe die Nacht durch bei ihnen und ritte am andern Morgen mit einem Soldaten nach dem Hauptquartier, um mit dem Kommandanten zu sprechen. Etwa drei Stunden unterhielten wir uns, und ich war schon mit der ganzen Bande gut Freund geworden, sodaß sie mir sogar von dem halbrohen, auf die Kohlen geworfenen Fleisch etwas anboten. Schließlich streckte ich mich wie sie auf meinem Sattelzeug nieder und stand fürchterliche Kälte in der Nacht aus. Es reifte nämlich, und ich war nur ganz leicht gekleidet. Von Schlafen war so wie so nicht die Rede. Am andern Morgen stellte sich heraus, daß das Pferd der Negerin, obwohl es die Füße zusammengebunden hatte, verschwunden war. Einer von den Soldaten lieh mir nun ein Pferd, und so ritt ich mit einem andern Soldaten in das Hauptlager. Wenn mir der Offizier des Vortrupps gefallen hatte, so war das mit den Leuten dieses Lagers nicht der Fall: lauter Räuber- und Mördergesichter. Das Lager war in der Nähe einer Hütte, in der der Kommandant noch schlief. Schließlich erschien er, und ich bat ihn nun, mir mein Pferd wieder zurückzugeben. Da wurde er aber wütend und erklärte rundweg, ich könnte froh sein, nur so wenig zu verlieren. Ich machte ein Gesicht, als ob ich mit diesem Bescheid durchaus nicht zufrieden wäre, und machte auch keine Miene, mich zu trollen. Schließlich sagte er, ob ich mich nicht setzen wollte. So setzte ich mich denn am

Feuer auf ein Schafszell neben ihn nieder und fing nun an, mit ihm lange Geschichten zu erzählen, um ihn mir günstig zu stimmen, daß ich Freund der Regierung wäre, ihr schon viele Dienste geleistet hätte, daß ich schon viel vom Schicksal hin- und hergeworfen worden und es mir immer mehr schlecht als gut ergangen wäre. Schließlich fiel mir ein rettender Gedanke ein: daß nämlich das Pferd für ihn unbrauchbar sei, da es eine Anschwellung auf dem Rücken habe, die alle Sorgfalt verlange, wie ein Soldat sie dem Tiere nicht widmen könne. Das war nun ziemlich gelogen, denn das Pferd hatte zwar eine kleine leichte Anschwellung, aber nicht den mindesten Schmerz dabei. Ich merkte, daß er mir nun schon einigermaßen günstig gesinnt war. Er befahl einem Soldaten, das Pferd vorzuführen, streckte die Hand aus, um die bezeichnete Stelle am Rücken zu befühlen, womit aber das Pferd, das oft eigensinnig ist, aus reiner Laune nicht einverstanden war. Es schnob und bäumte sich, und so sagte denn der Kommandant ohne weitere Untersuchung: „Sie können das Pferd nehmen.“ Wer war froher als ich! Er schien die oberflächliche Untersuchung mehr der Soldaten wegen vorgenommen zu haben, die sehr unzufriedne Gesichter machten, besonders ein Offizier, der dem Pferde jetzt seinen Halfter abmachen mußte. Ein Soldat sagte sogar: „Kommandant, wir sind dem Feinde sehr nahe, es ist jetzt nicht der Platz, ein Pferd wegzugeben.“ Aber der Kommandant sagte: „Halts Maul.“ Der Offizier wollte mir von meinem Sattelzeug einen Pelz wegnehmen. Er sagte: „Jetzt, wo Sie das Pferd zurückhalten haben, müssen Sie mir diesen Pelz geben.“ Ich nahm aber den Pelz, sattelte mir mit Dampf mein Pferd und ritt langsam bis an die Ecke des Wäldchens, an dem das Lager war. Kaum war ich da herumgebogen, sodaß sie mich nicht mehr bemerken konnten, jagte ich in einem Galopp bis auf die Fazenda. Als ich hinterher erfuhr, welche Greuel diese Bande verübte, war ich froh, ihnen so entkommen zu sein. Denn in allen Teilen trieben sie Pferde zusammen, und wo sie vermuteten, daß sie versteckt wären, zwangen sie die Leute durch Mißhandlungen und Drohungen, ihnen die Pferde zu überliefern. Eine Frau hier in der Nähe, die bei ihrer Annäherung ein Pferd verstecken wollte, haben sie erschossen. Alles, was sie irgend gebrauchen können, wird einfach weggenommen. Einen Neger, der sich nicht ganz gutwillig zeigte, nahmen sie mit ins Lager, gaben ihm einen Schuß und schnitten ihm dann den Hals durch.

Als der Kampf mit dem Trupp der Revolutionäre etwa vier Meilen von hier stattgefunden hatte, marschierten die Regierungstruppen in der Richtung auf Rio Pardo. Ich ritt noch vor ihnen nach dem *Rincão d'El Rei* und benachrichtigte den S—A—, er möchte seine Pferde verstecken. Es ließ sich aber nichts von Truppen sehen. Da ritten wir aus, um eine kleine Rekognoszierung zu machen, entdeckten aber nichts. Auf dem Rückwege, als wir einen Hügel hinaufritten, sahen wir plötzlich auf der andern Seite vierzig bewaffnete Reiter. Sie hatten uns, weil wir durch den Hügel verdeckt waren, noch nicht bemerkt. Wir machten Kehrt. Da sahen wir, wie von einer andern Seite zwei auf uns zukamen, und gleich darauf bemerkten wir noch vier auf der andern Seite, sodaß wir fast umringt waren. Wir galoppirten nun einem Wäldchen zu, und zwei galoppirten, um uns den Weg abzuschneiden. Wir kamen aber in eine Schlucht, und statt in der zuerst genommenen Richtung weiterzureiten, machten wir hier sofort Kehrt und ritten, durch die Hügel verdeckt, zurück. Als wir nach einer Viertelmeile wieder in die Höhe ritten, war von den sechs Reitern nichts mehr zu sehen, nur der große Trupp wirbelte fern auf der Straße Staub auf.

Jetzt gerade, während ich dies schreibe, kommt die Nachricht, daß die Revo-

lutionäre vier Meilen von hier die Republikaner geschlagen haben und hierher marschieren, sicherlich wird nun eine stärkere republikanische Abteilung gegen sie marschieren, und so werden wir wieder in der nächsten Zeit hier Mord und Totschlag haben. Wenn man nur mit einem blauen Auge davonkommt, dann ist es schon gut. Auf der Hut hat man aber zu sein. Der Verlust, den ich bis jetzt durch die Revolution erlitten habe, beläuft sich auf fünfzig Milreis, die ich der Regerin zu zahlen hatte für ihr Pferd, das der Trupp schließlich mitgenommen hat.

Der Assessorenismus in Preußen. Vor einiger Zeit wurde in diesen Blättern über die traurigen Aussichten unsrer jungen Philologen geklagt und dringend von der Laufbahn des Gymnasiallehrers abgeraten. Dieselben kläglichen, aus der Überfüllung des Berufs herrührenden Zustände zeigen sich jetzt auch in der Justiz. Nach dem soeben erschienenen Terminkalender für Preussische Justizbeamte (Jahrgang 1894) gab es am 1. Oktober 1893 nicht weniger als 1759 Gerichtsassessoren, die auf eine feste Anstellung als Richter warteten, und diese Zahl ist seitdem noch gestiegen. Nun sind gegenwärtig zur Verwaltung von Richter- und Staatsanwaltschaften, die vorübergehend frei geworden sind, und zur Vertretung beurlaubter Rechtsanwälte und Notare kaum 400 Assessoren erforderlich. Es bleiben also, wenn wir die beurlaubten Assessoren abziehen, etwa 1200 übrig, die ganz überflüssig sind und noch lange Zeit auf eine feste Anstellung werden warten müssen, denn der jüngste Amtsrichter hat schon jetzt fünf Jahre Assessor spielen müssen. Ja es giebt sogar noch Assessoren aus den Jahrgängen von 1883 bis 1887, die des Wartens noch immer nicht müde geworden sind. Der Jurist, der bei der Justiz bleibt, hat jetzt also vom ersten Tage seines Studiums im günstigsten Falle nicht weniger als zwölf Jahre zu arbeiten, ehe er einen Pfennig verdient. Das sind unerhörte Zustände.

Nun steht es ja dem Assessor frei, in den Staats- oder den Kommunaldienst zu treten oder Rechtsanwalt zu werden. Aber auch diese Berufsarten sind schon so überfüllt, daß auch hier für ein menschenwürdiges Dasein sehr wenig Aussichten sind. Und dabei wächst die Zahl der juristischen Studenten, trotz dieser Überfüllung, von Jahr zu Jahr in wahrhaft beängstigender Weise. Was soll schließlich mit diesem ganzen juristischen Proletariat, dieser unproduktiven, dem praktischen Leben völlig entfremdeten Gesellschaft werden? Der Versuch, sie in den Kolonien unterzubringen, muß nach den beklagenswerten Vorfällen der letzten Wochen als gescheitert betrachtet werden. Wenn sich aber ein Jurist nicht in den einfachen Verhältnissen unsrer Kolonien zurechtzufinden weiß, wie will er die verwickelten Geschäfte eines Landratsamts, einer großen Stadt oder einer ganzen Provinz verwalten?

Es ist ein ungeheurer Bopf, anzunehmen, daß nur der zur praktischen Verwaltung eines höhern Amtes geeignet sei, der auf der Universität ein paar juristische Vorlesungen belegt, als Referendar den Gerichtsschreiber gespielt und als Assessor ein paar Fälle entschieden hat. Was hat die Rechtsprechung mit den praktischen Aufgaben eines Stadtrats zu thun? Wer als Stadtrat z. B. das Tiefbauamt zu leiten hat, treibt wesentlich andre Dinge als juristische. Alle unsre Verwaltungen franken ja daran, daß in ihnen zu viel Theoretiker und zu wenig praktisch gebildete Männer sitzen, und daß die Theoretiker auf Grund überkommener Rechte das Regiment führen. Als noch in Preußen die Landräte aus den praktischen Landwirten gewählt wurden, die sich sehr schnell die nötige Gesezeskenntnis aneigneten, hörte man wenig von Mißgriffen und Klagen. Die sind erst entstanden, seitdem man juristisch gebildete Berufslandräte eingeführt hat, die nicht von ihrem

Drehschemel herunterkommen und die wirtschaftlichen Zustände des Kreises nur aus den Akten kennen. Dieser unproduktive, unpraktische, Akten schreibende und herrschsüchtige Affessorismus ist für Preußen ein wahrer Krebschaden geworden. Man sollte ihn oben nicht pflegen, sondern, im Interesse einer gesunden Verwaltung, so viel wie möglich einzuschränken suchen, und den Juristen überall da verbannen, wo seine Thätigkeit von einem praktischen Fachmann, z. B. im Bauwesen von einem Baumeister, geübt werden kann.

Schränkt man alle diese Gebiete ein, die jetzt der Zummelplatz und der Herrscheritz der Juristen sind, so wird auch der Zubrang zum juristischen Studium nachlassen. So lange aber das Affessoriplom der Freibrief für alle vorhandnen und noch entstehenden höhern Verwaltungsämter ist, gleichviel ob sie in Hinterpommern oder in Südafrika liegen, kann man es ehrgeizigen jungen Leuten nicht verdenken, wenn sie sich, ohne auf Warnungen zu hören, in immer größerer Zahl auf das juristische Studium stürzen.

Preußisches Ministerialdeutsch. Etwas Entsetzliches wuchert an einigen preußischen Gymnasien und wohl auch an einigen nichtpreußischen. Das sind die sogenannten Schülerverbindungen. Die müssen unbedingt ausgerottet werden mit Stumpf und Stiel. Wenn sich drei Primaner zusammenfinden, bunte Mützen aufsetzen und „O alte Burschenherrlichkeit“ singen, so begehen sie ein Verbrechen, das fast unühnbar ist. Die Strafe ist im Verhältnis dazu äußerst gering. Die Schüler werden nur ex provincia „geschwenkt,“ das heißt sie werden von ihrer Anstalt so entfernt, daß sie keine Anstalt derselben Provinz aufnehmen darf. Was liegt daran, daß sie dadurch oft gezwungen werden, ihre Studien ganz abzubrechen und gewaltsam in andre Bahnen gedrängt werden? Was liegt daran, daß die Eltern dadurch oft härter betroffen werden als die Söhne? Dura lex, sed lex sagen die Schulbehörden und verschärfen die schon bestehenden Strafarten aller Augenblicke durch neue Erlasse.

Aber diese Erlasse zeigen keine glückliche Hand. So veröffentlichen jetzt die Tagesblätter einen neuen Erlaß des preußischen Kultusministers, und die Schuldirektoren werden angewiesen, ihn den Eltern ihrer Schüler zur Kenntnis zu bringen. Aber wenn schon der Inhalt der Verfügung bedauerlich genug ist, da er verlangt, daß „die Erwachsenen in ihrer Gesamtheit, insbesondere die Eltern der Schüler, die Personen, denen die Aufsicht über auswärtige Schüler anvertraut ist, und die Organe der Gemeindeverwaltung, durchdrungen von der Überzeugung, daß es sich um die sittliche Gesundheit der heranwachsenden Generation handelt, die Schule in ihren Bemühungen rückhaltlos unterstützen,“ so ist ihre Form und Ausdrucksweise geradezu beklagenswert. Denn die städtischen Behörden, die durch den Erlaß ersucht werden, „ihre Indignation (!) über zuchtloses Treiben der Jugend mit Entschiedenheit zum Ausdruck und zur Geltung zu bringen und durch warnende Mitteilung das Lehrerkollegium zu unterstützen,“ diese Behörden können doch nicht gezwungen werden, diese Schergendienste wirklich zu leisten. Sie brauchen nicht mit der Schulbehörde darin das einzige Mittel zu sehen, „daß das Leben der Schüler außerhalb der Schule nicht dauernd in Zuchtlosigkeit verfallen kann.“ Aber viele Tausende, und zwar Väter, Mütter und Söhne, werden gezwungen, diesen Erlaß zu lesen. Und die meisten unter ihnen werden glauben, daß in dem preußischen Ministerium für Unterricht ein einigermaßen gutes Deutsch geschrieben werde. Aber sie werden später die größten Sprachdummheiten jederzeit verteidigen können unter Hinweis auf diesen Erlaß. Nur noch der erste Satz soll hier angeführt werden.

Die Verfügung beginnt: „Die Strafen, welche die Schulen verpflichtet sind, über Teilnehmer an Verbindungen zu verhängen, treffen in gleicher oder größerer Schwere die Eltern als die Schüler selbst.“ Jedes Wort ein Goldstück! Wenn der preussische Kultusminister einen Musterfag hätte bauen wollen, um den Lehrer in Quarta daran dozieren zu lassen, daß man mit dem Relativum „welcher“ hübsch zu Haus bleiben soll, namentlich wenn man vor „daß das“ nicht zurückschreckt, daß man Sätze nicht bis zur Sinnlosigkeit in einander schachteln darf, und daß man das garstige Zeugma fliehen muß, dann konnte er keinen bessern finden. Was sind das für Strafen, „welche die Schulen verpflichtet sind“? Was heißt „treffen in gleicher oder größerer Schwere die Eltern als (!) die Schüler selbst“?

Eins ist gewiß. Dieser Erlass trifft „in gleicher oder größerer Schwere“ alle, die bisher gehofft und geglaubt haben, daß sich die höchste Unterrichtsverwaltung im Staate verpflichtet fühlen müsse, ihre Verfügungen so abzufassen, daß sie keine Heiterkeit hervorrufen.



Schwarzes Bret

100 000 Mark hat ein Dr. Ab. Dürsterhoff der Berliner Universität zu Stipendienzwecken hinterlassen — so melden die Zeitungen. Wann wird man endlich einmal aufhören, aus schönster Menschenliebe die Zahl der mittellosen und überschüssigen Leute mit akademischer Bildung vermehren zu helfen? Man ahme doch lieber die Amerikaner nach, schenke Teleskope und andre kostbare Instrumente u. s. w. und helfe so dem deutschen Volke die Kosten seiner 20¹/₂ Universitäten tragen!

Die Masse muß es bringen! Das ist, wie es scheint, der Grundsatz eines Herrn Dr. D. Saul, der den achtzigsten Geburtstag des Philosophen Eduard Zeller nicht weniger als dreimal „würdigt“ und — verwertet: in der Frankfurter Zeitung vom 22. Januar, in Nummer 13 von Über Land und Meer und endlich im Februarheft der Deutschen Rundschau. Eine „populäre“ Darstellung für ein Familienblatt, eine „geistreiche“ fürs „Fenilleton“, eine „wissenschaftliche“ für eine Zeitschrift höherer Gattung — nun noch eine „pädagogische“ für kleine Kinder, und die Gedenkblätterfabrik ist fertig.

In einem vor kurzem erschienenen Buche von Ewald Müller: Das Wendentum in der Niederlausitz (Kottbus, Differt, 1894) ist ein Kapitel überschrieben: Die Vergangnahme des Wendentums.

Vergangnahme! Hinter welchem Kaminofen mag dieses Nüchlein ausgebrütet worden sein?

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig